

DER ZEITGEIST

Beiblatt zum „Berliner Tageblatt“

Druck und Verlag von Adolf Hoffe in Berlin.

Verantwortl. Redakteur: Dr. jur. E. Grütffelen in Berlin.

Ein Herold des sozialen Optimismus.)

von (Nachdruck verboten.)

Dr. Nic. Ant. Wagner.

„Eine fruchtbarere Behandlung der sozialen Frage wird nur von demjenigen gelingen, der sie mit der Erkenntnis der Unlösbarkeit des Problems beginnt.“ Das ist gewiß v. Schellings Vorrede zu seinem Buche „Die Welt als Ich und Nicht-Ich“. Darin liegt schon ein Verdikt gegen alle Bemühungen, den Gang der Dinge modifizieren zu wollen, um durch Befreiung von Mißständen und Eröffnung freier Bahnen die sozialen Schäden zu heilen. In der That ist die Welt nicht anders als ein riesiges Gefüge von Kraft und Widerstand, das sich nicht ändern läßt. Wir können aber die Kraft der Natur, das die Welt in sich selbst erhält, durch die Kraft der Kultur, das die Welt in sich selbst zerstört, überwinden. Das ist die Aufgabe der Kultur, das ist die Aufgabe der Wissenschaft. Die Kultur ist die Kraft, die die Welt in sich selbst erhält, die Wissenschaft ist die Kraft, die die Welt in sich selbst zerstört. Die Kultur ist die Kraft, die die Welt in sich selbst erhält, die Wissenschaft ist die Kraft, die die Welt in sich selbst zerstört.

Reform hochgehalten, ist eine Pflicht der Selbsterhaltung für den Staat, der die soziale Ordnung barkeit. Bedeutende Gedanken können wir als dauernden Gewinn mit von dem Buche, in dem ein fester, kenntnisreicher und mutiger Mann uns seine Auffassung von der sozialen Frage, ihrer Entwicklung durch den Lauf der Zeiten, ihren gegenwärtigen Schwierigkeiten und der Verände zur Lösung des Problems darlegt. Das umfangreiche Werk des Berliner Philosophenprofessors Dr. v. Stein ist aus Vorlesungen hervorgegangen, die er vor einem aus Hörern verschiedener Fakultäten zusammengesetzten Auditorium gehalten hat. Mit Bedacht ist auch die Form der Vorlesung in der Abfassung für den Druck beibehalten. Das mag den Nachteil haben, daß die Sprache geistlos, die dem Leser sofort in Raum schlag, ihm und wieder durch Wiederholungen, Wiederholungen und Vorgriffe gefordert wird. Dafür steht das Buch aber den großen Vorzug, daß Verfasser und Leser sich in die Rollen von Dozent und Hörer versetzt fühlen; es ist gleichsam das gesprochene Wort selbst mit dem ganzen Reiz der Unmittelbarkeit und lebendigen Fülle, das wir aus den Spalten des Buches vernahmen. Mit fester Hand geleitet stein den Leser durch die 800 Seiten seines Buches, dessen Zielsetzung Manden zuerst mit bangen Augen verfolgen muß, und die Wirkung einer solchen Wanderung ist nicht nur eine Bereicherung unseres Wissens und eine Befreiung des Intellekts, sondern ein Trost und ein Hoffnung, daß unsere Zeit und unser Volk, wenn es sich selbst nicht aufgibt, sondern entschlossen die Gefahren ins Auge faßt und sie mit Taten bekämpft, auch den Sieg in dem Kampfe um einen neuen Lebensinhalt erringen wird.

Die ersten vier Vorlesungen sind der Einführung gewidmet. Der Verfasser erachtet es als ein Recht und eine Pflicht der Philosophie, aus ihrer bisherigen Zurückhaltung herauszutreten, auch ihrerseits ein Scherfen zur Bewältigung der sozialen Fragen beizutragen. Wir stimmen ihm in dieser Ansicht vollkommen bei. Es kann der Förderung dieser Probleme, die nicht nur die ökonomischen Zustände betreffen, sondern auch an die tiefsten ethischen und religiösen Bedürfnisse der Menschheit rühren, nur dienlich sein, wenn das tausendfach gesammelte Material auf seinen Gehalt geprüft und geordnet, wenn der innere Zusammenhang der Dinge und ihre Entwicklung von der hohen Warte einer reinen Geisteswissenschaft aus beleuchtet wird. Die Nationalökonomie ist stark und gewandt, wenn sie selbständig die soziologischen Probleme fortzuführen, die Rechtsetzung zum Ziel hat. Ludwig Stein als Philosoph für seine Beschäftigung mit der sozialen Frage vorbringt, könnte an sich überflüssig erscheinen, wenn er es nicht verstanden hätte, diesen einleitenden Abschnitt seines Buches zu einem fassen, aber inhaltreichen Abriss der Geschichte der Sozialphilosophie zu gestalten, um von hier aus dann seine eigene Stellung zu gewinnen. Die Formen und Bedingungen des menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens machen nach seiner Anschauung letzten Endes die „soziale Frage“ aus. Um dieses Problem zu erfassen, muß der Philosoph sein Augenmerk richten auf den Ursprung aller menschlichen Gemeinwesen, auf den Ursprung der sozialen Organisation, auf den Ursprung der sozialen Frage; aus der sozialen Ethik wird sich zugleich auch die Möglichkeit eines vorläufigen Ausblicks in die Zukunft eröffnen. Das ist in den Grundlinien der Plan des Buches. Von der Fülle des Gehaltens sind nur umständlich eine Auswahl in feiner Gegenwart mit ganz unzulänglicher Form oder an Unvollständigkeit denken; immer führt man sich und, immer flüchtet er einen, sich zu hegen, über sich hinwegzugehen. Auch darin ähnelt er Papa. Ich habe bemerkt, daß alle Frauen neben Papa schüner und tüchtiger werden. Als ob er ihnen Reiz herabzöge. Aber Papa ist wohlthunend dabei, der Fürst nicht. Und demnach —

Gemeinschaftslebens ist der erste große Abschnitt gewidmet (S. 12. Vorlesung). Von den paläontologischen Forschungen, die durch die Entdeckung der Urfossilien des Menschen erweitert unter Verweisung auf die Thatfache, daß auch das menschliche Gefühlsleben das Produkt einer langen und vielfältigen Entwicklung ist. Als erstes präsoziales Gebilde tritt die durch Blutsverwandtschaft und Erbgenossenschaft gebildete menschliche Gemeinschaft auf. Hier wäre vielleicht schärfer zwischen der gens und der patriarchalischen Familie zu scheiden gewesen. Die Gemeinschaft wird dann durch Ausbildung der Sprache, durch Arbeitsteilung, schnelle Ueberwindung zum sozialen Gebilde der Gesellschaft, deren Grundpfeiler die auf die Ehe und das Eigentum gegründete Familie wird. Sehr interessant sind die Ausführungen über den Ursprung des Eigentums in seinen physischen Momenten und die historische Entwicklung des Eigentumsbegriffes; durchaus treffend wird bemerkt, daß das Eigentum nicht unabänderliche soziale Thatfache, sondern ein soziales Entwicklungsprodukt ist, dessen Formen sich den sozialen Bedürfnissen der Zeiten anpassen. Hier schon, in diesem frühen Stadium seiner Untersuchungen, schlägt Ludwig Stein einen der Grundtöne an, die später erst zur vollen Wirkung gelangen: „Das soziale Ideal“, so sagt er, „ist philosophisch gesehen ein durch den kommunistischen Zug in den Anfänge der Gesellschafts- und Staatenbildung, der physische Ursprung und der soziale Charakter der Sprache, des Rechts, der Religion, das soziale Moment in Moral und Wissenschaft, Technik und Kunst werden uns nach dem heutigen Stande der Forschungen, unter Zuhilfenahme mancher Hypothese allerdings, in einem klar umrissenen und sein getreuer Bild vorgeführt.“

Darum schließt sich naturgemäß im zweiten Abschnitt der Umriss einer Geschichte der Sozialphilosophie an, die wir vorher gesehen, wie die sozialen Funktionen sich in ihrem natürlichen Wachstums entwickelt haben, so wird uns jetzt gezeigt, was der menschliche Geist bisher zur Lösung der Probleme gethan hat, wie er bewußt nach Mitteln sucht, die Gesellschaft und den Staat möglichst vorwärtszubringen einzurichten. So gestaltet sich dieser Teil des Buches (S. 13. bis 33. Vorlesung) zu einer Geschichte der sozialphilosophischen Lehren und Systeme von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Wir sehen, wie die materialistische Auffassung naturgemäß an der Schwelle der ersten Gesellschaft, bei Wilden und Barbaren, steht, wie mit aufsteigender Kultur die ideologischen Momente immer stärker wirken. Kommunismus und Sozialismus treten uns wieder schon in den Urzeiten und Staatsformen der Griechen entgegen, der Epiker ist für den Aristokratismus typisch; Platon, Aristoteles, die Stoiker, Epikureer und Neuplatoniker, das Christentum und die Sozialphilosophie des Mittelalters sowie der Renaissance werden eingehend erörtert. Ein eigenes Kapitel ist dem „Staatsromanismus“ von Platon bis zu dem erst dieser Tage verstorbenen Wilhelm v. Humboldt gewidmet. Der Hauptnachdruck des ganzen Abschnitts liegt aber natürlich in der Darstellung der sozialphilosophischen Probleme und Systeme, die das letzte Jahrhundert von der französischen Revolution an bis auf unsere Tage gereicht hat. Man wird vielleicht mit dem Verfasser nicht in allen Einzelheiten einverstanden sein, aber man wird abermals sein Wissen und sein Bemühen, ein gerechtes Urteil zu fällen, mit Freude gewahren. Freilich der Schluß, den er an das Ende seiner „kritischen Skizze“ — wie er bezeichnet diesen Abschnitt seiner Arbeit nennt — setzt, ist nicht eben tröstlich; er sieht in dem wüsten Waberbild der politischen Parteien und wissenschaftlichen Schulen eine Anarchie der Gedanken. Aber es entspricht dem hoffnungsfreudigen Gemüte des Buches, das Ludwig Stein sich mit diesem ungenügenden

Papa.

Aus dem Tagebuche eines jungen Mädchens. (Schluß.) von (Nachdruck verboten.)

Adelheid Weber.

29. Juni.

Was ist es denn, daß ich die ganze Nacht gewohnt habe, daß mich auch jetzt jämmerlich zu Muth ist — jämmerlich und zugleich — ja, wie? — flüchtig, hat Papa, Mädelchen und Väterchen!

Ist es das? Als Mama mir ihre Liebesgeschichte erzählte mit allen Details, die ich nicht wiedererzählen kann, weil ich mich schäme — ja, ich schäme mich! Obgleich dieselben Dinge, von Andern erzählt und von Andern erzählt, mir reizend gewesen wären. Aber meine Eltern sind wirklich zu denken, Muffin, Zunderleuten machen, wenn nicht durch ein Gefühl, das — ja, als Mama von ihrer Liebe sprach, fühlte ich, daß die Liebe, von der ich doch so hoch denke, eine Schwachheit ist — und noch etwas, wozu ich keinen Namen habe, und das reizend ist, sehr reizend, aber das Mama und Papa nicht fassen sollen — sie nicht! Es ist die Liebe, die mich zu Andern zieht, die sie für mich wären, diese waren sie ja damals sehr jung, nicht viel älter, als ich jetzt bin, — wie sonderbar auch das ist, sich vorzustellen, daß sie einmal so jung wären! Es werden wunderbar für mich, reizend; aber sie sind nicht mehr meine Mama, mein Papa. Auch jetzt sind sie ja eigentlich noch jung, Mama fünf, Papa neunundvierzig, Andere Leute bräutchen noch in dem Alter, sagte Mama. Andere Leute! Aber mein Papa!

Gott, wie dumm ich bin! Das alles ist 18 Jahre her, und Papa denkt gar nicht mehr daran — ein Mann, der so hoch über alle Schwäche steht. Ich habe eine Schwärze, den Kopf an seine Brust zu legen und zu schlafen, daß er mein Papa ist, nichts als mein Papa, der seinen Menschen auf der Welt so lieb ist wie ich. Mein, auch Mama nicht. Es ist ja eine Thatfache, daß die Eltern die Stärke auf der Welt ist. La lieb mich mehr als alles auf der Welt, mein Papa, mein Papa!

und mit weicher, zärtlicher und doch ein wenig höflicher Stimme zu mir sprach wie zu einem Kinde — aber zu einem sehr reifen Kinde — das man sehr lieb hat. Und ich sehe mich, ach, ich sehe mich — Unikum! Der Fürst ist ein alter Mann — vierzig — und ich bin gegen ihn ein Kind. Er verliert doch auch seinen Augenblick; er spricht im Gegenlicht so oft von seinem Alter und von seiner Müdigkeit und Ueberanstrengung, so oft und so überdrüssig, daß man's schon gar nicht mehr glaubt, daß es einen zum Wunderthum reizt. Ueberdies reizt er mich fortwährend, vor allem durch die Art, wie er zugleich freundlich und frostig, immer ein wenig verächtlich oder auch belüdel und zugleich merkt läßt, daß man ihm doch sehr gefällt. Gedenksüchtig und geistreich füllt man sich in seinen Augenblick von ihm. Das macht einen wunderbar nutzlos. Man kann in seiner Gegenwart mit ganz unzulänglicher Form oder an Unvollständigkeit denken; immer führt man sich und, immer flüchtet er einen, sich zu hegen, über sich hinwegzugehen. Auch darin ähnelt er Papa. Ich habe bemerkt, daß alle Frauen neben Papa schüner und tüchtiger werden. Als ob er ihnen Reiz herabzöge. Aber Papa ist wohlthunend dabei, der Fürst nicht. Und demnach —

1. Juli.

Heute war der Fürst nicht da, zum ersten Mal seit seiner Rückkehr. Der Tag ist lang, wenn man ihn mit Worten verbringt.

2. Juli. Nacht.

Ich kam nicht schlafen. Warum kommt der Fürst nicht? Habe ich ihm etwas gethan? Ich weiß nicht nicht zu erinnern, wie ich demals gegen ihn war; ich war so erregt.

4. Juli.

Es ist, als hätte noch langen, grauen Tagen die Sonne eine Stunde lang gelächelt und wäre dann wieder hinter die Wolken gegangen. Und alles ist wieder grau.

6. Juli.

Ich habe an den Fürsten geschrieben. War auf einer Witterkarte: „Wurde kommen Sie nicht?“ Nichts weiter. Und nun habe ich Muth. Wenn er mich etwas höflich ansieht, finde ich in die Erde vor Scham. Oder nein, ich hasse ihn dann und thue ihm was Schlimmes.

7. Juli.

Es hat mit die Hände gefaßt, wunden und wieder. Und ich habe geiztet, und er hat mich an den Händen zu sich herangezogen. Da kam Mama. Aber ich zittere noch. Ich bin im Aufbruch —

10. Juli.

Wir haben keinen Augenblick allein. Wir sprechen so lautlos, denn wir noch nie mit einander gesprochen haben; denn wir denken gar nicht an unsere Worte; unsere Stimmen und unsere Blicke tiefschließen sich.

12. Juli.

Und dann gerührt wieder der Schreier, und er ist mir ganz fremd — ein fremder Mann. Und ich begriffe nicht, wie ich fünf Minuten zuvor habe mit ihm Lächeln tauschen, Zeichen wechseln können. Ich schäme mich.

13. Juli.

Habe ich ihn beleidigt? Oder fühlte er sich mit auch fremd? Und verweigert mich nun? Er schließt wieder den allen, langst werden einander fremd, älteren —

14. Juli.

Ich kann so nicht mehr leben.

15. Juli.

War er gut! War er gut! Ich habe ihn gefragt, was ihm sei, und er hat mir geantwortet — doch er mich liebe — liebe — liebe! Und das er mich deshalb fassen mußte. Denn er sei meiner nicht mehr werth, er sei ein alter Mann und ein schlechter Mann. Und ich habe ihn erwidert, was und wie er auch immer sei, ich liebe ihn auch. — Ja, ich liebe ihn. Es ist ja so schön, zu lieben. Ich dachte mit schauernder Wärme auf den ersten Tag — denn noch hat er meinen Mund nicht berührt; Mama kommt ja jeden Augenblick herein.

16. Juli.

Ob Mama etwas merkt? Sie läßt mich keinen Augenblick allein.

17. Juli.

Wir haben uns ein Abendbrot gegeben, in Ziergarten, beim Goethe-Denkmal. Heute Abend um sieben. Mein erstes Abendbrot. Das soll ich nun auch erleben! Ich hätte's noch vor 14 Tagen nicht für möglich gehalten, daß ich so etwas Schreckliches, so etwas Verbotenes thun könnte. Ich zittere an allen Gliedern. Und doch ist es schön, endlich etwas zu erleben. Wie ich nur hinfommen werde! Ich bin ja noch nie allein ausgegangen. Mama würde es auch natürlich nicht erlauben; aber sie hat heute bei Frau Justizrathin zum Kaffe geben, natürlich mit mir. Ich werde um fünf Minuten kommen, und Mama wird allein gehen. Ich werde nicht zu hundert brauchen;

gebührend nicht begnügt, sondern es wagt, „der nach Befreiung des dem sozialphilosophischen Chaos herrschenden Nihilismus ein klareres Wort zu sagen. Vieles ist gelangt es uns, jenes Weltbild als Friedensstiftung zu erhalten, welches als Maßstab dafür dienen mag, daß die Gewässer der Welt und die bedrückenden sozialen Zustände sich zu verlaufen beginnen.“

Ein fähiges Unterfangen! Aber auch derjenige, der mit dem Eifer der Reformen nicht in allen Einzelheiten übereinstimmt, wird dem mühsamen Kämpfer der offenen Augen und warmen Herzen seinen eigenen Weg gehen, seine volle Theilnahme schenken. Wo allen ist Stein viel zu einseitig, viel zu vornehm, um nicht alle Gewalttätigkeiten energisch von der Hand zu weisen. Mit dem Polizeistat, dem Strafgesetz und dem Sabel werden die sozialen Fragen nicht gelöst, und was in Sozialismus getrieben ist, wird sich durchdringen. Wenn es überhaupt einen Ausfluß gibt, der gegen extreme sozialdemokratische Postulate immum macht, so kann dieser offenbar nur heißen: soziale Reform. Diese führt nun unter Autor in sehr weitem Sinne, er verlangt geradezu eine „soziale Renaissance“ und deren Verwirklichung durch die Sozialisierung des Rechtes auf allen Gebieten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Er ist dabei durchdrungen von der Überzeugung, daß es keine Schritte in einem Volk nicht verfehlen und verbanen zu lassen — ohne ein opanmächtiges Begehren —, sondern ihren Fluß so zu lenken, daß seine Kräfte dem Gemeinwohl zu Flut und Stromen gereichen. „Der Macht des sozialen Einkommens werden wir Verfeinden mit der Zeit unterworfen unterliegen. Es fragt sich nur, ob wir nicht vorhergehend mit klugen Schritten in die gleiche man Gewalt bringen.“ Die Tendenz der Entwicklung wird bestimmt durch den Gegensatz von Individuum und Gesellschaft. Der Einzelne erstreckt sein Gesicht, dessen Verwirklichung aber die Interessen der Anderen schädigen kann; die Gesellschaft muß die höchste Leistungsfähigkeit und die Wohlfahrt aller wollen, und dabei wieder kann die Einzelne leiden müssen. Der moderne Staat ist ein Produkt der sozialen Gegensätze. Die tiefste Seele der sozialen Evolution ist die Harmonisierung der Individual- und der Gattungsentwickelung.

Die sittliche Grundlage des Staates bleibt die Familie, die wirtschaftliche das Eigentum. Aber die Sozialisierung des Rechtes verlangt, daß die Freiheit und die rechtliche Gleichheit ihre Ergänzung, die zugleich Gewähr für ihre Dauer ist, in einer möglichst großen ökonomischen Gleichmäßigkeit finden. Jedes Glied der Gesellschaft hat ein Recht auf Erziehung, das aber nicht bloß die Sicherung des nackten Lebens umfaßt, sondern bei Unmündigen auch Erhaltung und Erziehung, bei Arbeitsfähigen zeitweilige oder dauernde Versorgung, bei Arbeitsfähigen das Recht auf Arbeit gewährleistet, und zwar für Hand- und für Kopfarbeiter, nach dessen Leben, Fortschritt und Willen. Dem Existenzminimum nach unten entspricht ein Existenzmaximum, das für den Besitz eine obere Grenze zieht. Um zu verhindern, daß die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer werden, muß der ohnehin schon vorhandene kollektivistische Zug unserer Wirtschaftsoberbau neben dem Individualistischen der Wirtschaft unterbau eine Mischung von Privat- und Gemeinwirtschaft herstellen, die Zweck, Verwirklichung aller Vertriebsmittel, Rationalisierung des Bodens, Erweiterung der gewerblichen Staatsbetriebe, Verwirklichung von Licht und Wasser, progressive Steuern, endlich weitestgehendes Enteignungsrecht — das sind die Mittel, mit denen der Staat diesem kollektivistischen Zuge zum Durchbruch verhelfen will. Sobald der Staat als Hauptkapitalist einen großen Teil des Bergbaus, Kanalbaues und der Großindustrie in Händen hat, wird er sich zum Befreier des Arbeitsmarktes nicht minder als des Baarenmarktes auf und schreibt damit der Arbeitsweise vor. Dem Recht auf Arbeit entspricht eine Pflicht zur Arbeit; wer arbeitslos Einkommen besitzt, muß dafür eine stark progressiv angelegte persönliche Arbeitssteuer entrichten. Stein weiß die Möglichkeit und die Wirkungen dieser auf Jahrhunderten angelegten Reform in glänzenden Farben zu schildern. Aller Zauber der Darstellung wird freilich viele darüber nicht hindurchbringen, daß dieser Staatssozialismus zu weit geht. Auch aus mir ist es bedauerlich, als ob der kollektivistische Zug Stein stark auf Kosten der berechtigten individuellen Freiheit sich durchziehen möchte. Aber die Wärme werden auch hier nicht in den Himmel wachsen. Klug ist es jedenfalls, den Tendenzen der Zeit nachzugehen, um sie zu lenken, und der schrankenlose Individualismus ist eben vorwiegend die der schrankenlose Kommunismus.

Den Vorwurf, daß sich kein Ideal bedeutend dem Zukunfts-

staate der Sozialdemokratie nähert, weist der Verfasser mit folgenden Worten zurück: „Die Sozialdemokraten fordern die Aufhebung des modernen Staates, wie die bewusste Ausübung dessen; jene eine internationale Verbrüderung des Weltproletariats; jene wiederum eine nationale Verbrüderung aller produzierenden Stände und Klassen; jene die Aufhebung alles Privateigentums an Produktionsmitteln und Abschaffung aller Lohnarbeit, wie der Fortbestand der Privatwirtschaft in sozialistischem Gewande, eine Mischung von Staats- und Privatwirtschaft, welche die Lohnarbeit zwar nicht ganz abschaffen, aber doch ihre abstoßenden Seiten allmählich ganz abschleifen wird; jene verlangen zuerst einen sozialen Staat oder gar nur eine „Gesellschaft“, um in diese hinterher ein Recht hineinzubringen, wie umgekehrt zuerst ein soziales Recht, aus welchem von selbst der soziale Staat hervorgeht.“ In diesem Sinne verfaßt Stein natürlich auch die Fortführung und Vertiefung der eigentlichen Sozialreform in der engeren Bedeutung des Wortes, nämlich der Arbeitervereinerziehung, des Arbeiterbundes, der Koalitionsfreiheit, der Gewerksamter und der Gewerbevereine, des Arbeitsnachweises. Das Arbeitsrecht wird dadurch mehr und mehr aus der Sphäre des Privatrechts in das Gebiet des öffentlichen Rechtes übergeführt. Vor alle diese Eingetretenen, die in ihrer Gesamtheit als soziales Recht sich darstellen, werden doch ihre tiefgreifende Wirkung nur dann in voller Stärke entfalten können, wenn es einer sozialen Pädagogik gelingen sein wird, einen höheren Menschentypus, den Sozialmenschen, zu erziehen.“ Wie die Menschheit in ihrem Entwicklungsstadium steht von den jenseits gegebenen Verhältnissen der äußeren Umgebung beeinflusst wird, so wird auch das neue soziale Wesen eine Weiterbildung des Menschentypsus bewirken, dessen Grundform nach dem Vorbilde eines antiken Wortes sich in den ethischen Imperativ verhielt: „Handle so, daß Du in jeder Deiner Handlungen nicht bloß Dein eigenes, sondern zugleich das Leben Deiner Mitmenschen bejahst, insbesondere aber das der künftigen Geschlechter sicher und heil.“

Was uns das Werk Ludwig Stein wertvoll macht, weit über die Frage hinaus, ob seine Reformvorstellungen, ja selbst die Prinzipien, von denen er ausgeht, richtig und ausführbar sind — hier sind wir häufig in Zweifel —, das ist der Geist, die lebendige Gültigkeit, der freudige Mut, der aus den Seiten des Buches uns entgegenweht. Die schwarze Perle, welche religiöse, humanistische, poetische und soziale Weltanschauung uns mit Gewalt vor unser soziales Bewußtsein halten wollen, um uns die tiefen Schäden der Zeit und das unendliche „h“ des Menschensein zu lähmend zum Bewußtsein zu bringen, sollen wir unter folchem Einfluß auf das schon bisher sozial Verirrte und Erreichte von uns schenken und erhabenem in Schwärzen hängen — Zielsetzungen und Schaffensfreudigkeit, wie sie in Luther und Dürer unauflöslich verwurzelt, muß auch unsere, von Buddhisismus oder Schattierungen zu befreiende Generation erfüllen, soll anders eine soziale Reformation eben so das Schlagwort des 19. Jahrhunderts werden, wie die politische die des 18., die wissenschaftliche die des 17., die religiöse die des 16., die fantastische die des 15. Jahrhunderts war. Um große Aufgaben zu bewältigen, wie sie in Luther und Dürer unauflöslich verwurzelt, muß auch unsere, von Buddhisismus oder Schattierungen zu befreiende Generation erfüllen, soll anders eine soziale Reformation eben so das Schlagwort des 19. Jahrhunderts werden, wie die politische die des 18., die wissenschaftliche die des 17., die religiöse die des 16., die fantastische die des 15. Jahrhunderts war. Um große Aufgaben zu bewältigen, wie sie in Luther und Dürer unauflöslich verwurzelt, muß auch unsere, von Buddhisismus oder Schattierungen zu befreiende Generation erfüllen, soll anders eine soziale Reformation eben so das Schlagwort des 19. Jahrhunderts werden, wie die politische die des 18., die wissenschaftliche die des 17., die religiöse die des 16., die fantastische die des 15. Jahrhunderts war.

Torpedos und Torpedoboote.

Von Nauticus. (Nachdruck verboten.)

I. Torpedos.

In unseren Tagen, in welchen der Marine ein allgemeines Interesse entgegengebracht wird, dürfte es Manchem nicht unwillkommen sein, wenn er sich über die Entwicklung der Torpedos und über die Anwendung derselben gegeben werden.

Ich über so recht scharflich vorgefellt hat, und es kommt endlich, dann ist's nachher eigentlich gar nichts. Die Welt ist wirklich zu bumm!

18. Juli.

Er ist heute nicht gekommen, und das war gut. Ich möchte ihn an diesen gar nicht mehr sehen.

19. Juli.

Er hat mir geschrieben; das Brief hatte in einem Reich mit Rosen — Gott, wenn Mama es erdicht hätte! Und künste ich nicht, oder ist wirklich ein anderer Ton darin als der, den er bis jetzt geschrieben hat? Er hat ja freilich das Recht, mich gering schätzig zu behandeln — ein Mädchen, das ihm Nendebous giebt! Und nun will er schon wieder ein: ich soll heute um Acht die paar Schritte von unserer Königstraße bis zur Prinz Albrechtstraße kommen; er werde mich dort mit einem Wagen erwarten. Das heilige solle ich vertrauensvoll in seine Hand legen. Er habe mir Wichtiges zu sagen.

Er soll nur warten! Was er sich bloß einbildet! Nachmal's solche Dumtheiten machen? Für ihn! Spas! Er sah häßlich aus, wie er in dem hellen Tageslicht stand. Und es war alles so oumm und unnatürlich — da unter den grünen Bäumen. — Ich antwortete ihm gar nicht.

18. Juli.

Ich muß doch hin. Papa hat telegraphisch, daß er ankomme; wann, steht aber nicht in der Papagei. Es kann also möglichfalls schon morgen sein. Ich muß den färsen benachrichtigen, sonst geht er am Ende ahnungslos bei und herein, und dann kommt alles heraus. Papa weiß ja noch gar nichts von seinen Besuchen. Wie wird das alles anfallen? Papa sieht mir ja auf den Grund der Seele. Der Blick muß hellen. Aber wie? Ich angliche mich tod.

19. Juli.

Es ist alles da. Jetzt kam ich mich hängen und strecken. Denn Papa wird mir nie wieder gut. Nein, nie wieder! — Wie war das bloß alles? Wie ist das alles gekommen? Mein Kopf springt, ich kann nicht denken! Ja, so war's: Papa ist schon mit dem Abendzug gekommen. Ich muß von seiner Drohde aus schon von Weitem gehen — er kam ja vom Anhalter Bahnhof mit gerade entgegen — hat gelächelt, mich an mich zu heften, und mich dem Augenblicke getroffen, wo ich zu dem Fahren in der Wagen sitzen wollte. Was dann geschah, ist, daß ich mich nicht für zu entfernen. Nur das Papa dem Fahren ein schreckliches Wort ins Gesicht geschleudert hat und mich — Er hat mich — ich kam, ich kam es nicht niederzuschreiben! Wie ich dann in Papas Drohde gekommen

wielen, in welchem bei Weitem die meisten Leute befangen sind, welche die Begriffe „Torpedo“ und „Torpedoboot“ für gleichbedeutend halten und daher beliebig mit einander verwechseln. Dieser Irrtum wird vielfach durch die Presse weiter verbreitet, weil auch hier des Lesers diese Begriffe falsch angewendet werden.

Im Allgemeinen ist wohl die an und für sich richtige Ansicht verbreitet, daß ein Torpedo eine Art Fahrzeug sei, das unter Wasser fährt; aber die Gestalt desselben ist man sich jedoch wenig klar, weil wenige Menschen einen Torpedo zu Gesicht bekommen, und man wendet daher die Bezeichnung „Torpedo“ auf das Torpedoboot, also das Schiff, an, welches seinen Anschein nach bekannter ist. Dasselbe hat zwar eine von gewöhnlichen Schiffen abweichende Gestalt, es fährt aber wie jedes andere Schiff auf und nicht unter der Wasser-oberfläche, wie vielfach geglaubt wird. Das dieser Glauben weit verbreitet ist, beweisen die oft genug, besonders von Badegästen an der See, gestellten Fragen, wie tief ein solches Torpedoboot unter Wasser fährt.

Das Torpedoboot ist also ein kleineres Schiff oder Boot, welches seinen Namen von den Torpedos erhalten hat, die es als Hauptwaffe mit sich führt, ebenso wie ein Kanonenboot seinen Namen von seiner Waffe, der Kanone, erhalten hat. Beide Waffensysteme, Kanone und Torpedo, sind in der Nautik nicht der Feind, sondern die besten Freunde, so lange es Kriegsschiffe giebt, die ihre Waffe, sich gegenseitig zu verteidigen. Im Altertum erfolgte dies dadurch, daß ein Schiff das andere ramme und in den Grund bohrte, oder indem das feindliche Schiff geentert, das heißt mit den Entenbothen erlegt und betanget wurde, so daß die Besatzung des einen Schiffes auf das andere übertragung und den Kampf durch ein Handgemenge entschied. Außerdem suchte man den Feind durch Schießen von Steinen und Feuerstrahlen zu schädigen oder zu vernichten, ja man brauchte ganze Schiffe an und ließ sie in die feindliche Flotte treiben.

Seit der Zeit, wo das Schießpulver für Kriegszwecke verwendet wurde, änderte sich die Taktik insofern, als der Kampf, der früher meist ein Nahkampf war, jetzt auf größere Entfernungen geführt werden konnte. Nur der Kanone hatte man eine Waffe gewonnen, welche dem über Wasser liegenden Teile eines Schiffes bedeutenden Schaden zufügte und das Schiff zum Sinken bringen konnte. Unter Wasser hingegen richteten die verwendeten Geschosse wenig Schaden an, weil sie bei ihrem Weg durch das Wasser bald ihre Durchdringung verlor.

Es tauchte daher frühzeitig der Gedanke an, nachdem man von den vorhergehenden Wirkungen unterseischer Explosionen Kenntnis erhalten hatte, diese zur wirklichen Verwundung feindlicher Schiffe anzuwenden. Schon im Jahre 1686, bei der Belagerung Antwerpens, ließen die Holländer schwimmende Pulvermagazine, die durch ein Uhrwerk entzündet wurden, gegen die Schiffe der Spanier treiben. Bis auf diese Zeit kann man daher die Verwendung der unterseischen Explosionen als Kriegszweck zurückführen. Man nennt nun betartige Sprengkörper Seeminen. Unter dieser Bezeichnung ist jedes schwimmende Gefäß zu verstehen, welches mit einer Sprengladung gefüllt ist. Die Entzündung kann willkürlich von Lande aus erfolgen, feintzündig mittels Elektrizität oder durch den Aufstoß eines Schiffes. Auch heute sind diese Minen neben den schweren Kanonenbatterien das Hauptvertheidigungsmittel aller Hafenplätze. Sie werden im Frühjahr unter der Wasser-oberfläche nach einer gewissen gehaltenen Anordnung verankert und verbleiben so den feindlichen Minen bis zur Zerstörung. Eine solche Anordnung nennt man eine Minenperle.

Während man auf See ein Schiff mittelst der aus Kanonen gefeuerten Geschosse aus der Ferne beschädigt werden konnte, mußte dasselbe bei Verwendung von Minen an die heran kommen, wenn letztere in Wirksamkeit treten sollten. Auf offener See war daher die Verwendung von Minen ziemlich unsicher. Es lag daher naturgemäß nahe, die Minen an das feindliche Schiff heranzubringen, um letzteres in die Luft zu sprengen.

In diesem Grundriss ist nun der erste Anfang des Torpedos in der Bedeutung des Wortes zu erblicken, wie wir es heute annehmen. Die Bezeichnungen Seemine und Torpedo belegen im Grunde genommen dasselbe und wurden Anfangs auch beliebig mit einander verwechselt. Feintzündig verbleibt man unter Seemine einen Sprengkörper verbleibt während man unter Torpedo einen solchen angezeigter Natur versteht. Die Worte Torpedo stammt von dem Jitterrochen oder Jitteraal, spanisch torpedon, französisch torpille genannt. Dieser Fisch hat die Eigenschaft, bei Berührung

bin, wie nach Hause, was ich alles gesagt habe, das wagt nur die Welt in mir.

21. Juli, Morgen.

Mama hat mich gestern ohnmächtig auf der Erde gefunden und mich zu Bett gebracht. Sie war so gut zu mir, so gut! Ja, denken, daß sie meinewegen eine Szene mit Papa gehabt hat, meine liebe Mama, die Papa eben so fürchtete wie ich! Ich habe sie Beide freuten hören, durch zwei Thüren hindurch, Mama in lauten, aufgeregtem Ton, Papa zuerst mit Donnerstimme, dann leiser und leiser.

Wittags.

Ich habe ihn noch nicht gesehen. Es war heute so viel Arbeit im Hause. Zwei Herren, die mit Papa allein sprachen, gewiß hat sie der Furcht mit Aufstärken geschickt. Selbst konnte er ja nicht kommen nach dem schrecklichen Wort, das ihm Papa gesprochen hat, und schreiben wußt auch nicht. Und doch, daß er Andere mit sich einer Sache betraut hat! Hat er vielleicht — ja gewiß, er hat durch sie um meine Hand angehalten! Mein Gott, mein Gott, muß ich ihn denn nun wirklich heiraten? Ich meine Schande so groß, daß ich sie nur damit lösen kann, daß ich mein ganzes Leben dem fremden Manne hingebend wie ich schließlich, wie ich schließlich, und doch, alles ist besser, als hier bleiben, unter Papas Augen. Ich kam ja nicht leben, wenn ich immer die Beerdigung in seinen Blicken lesen muß. — Etwas Wichtiges geht jedenfalls vor, denn Papa ist schon den ganzen Abend in seinem Arbeitszimmer hier gewesen, ich höre ihn die Töne des Schreibstils öffnen und schließen und ohne der Besatz der verarmten Papagei, will er eine nette Seite machen? — Müde er mich fortbringen, wie? wie? — Und ich liege im Bett wie festgefesselt, nicht von festerer Ohnmacht, sondern von der entsetzlichen Angst, daß, wenn ich mich bloß rühre, Papa herein kommt und — wieder — Ach, ich verlorene, verlorene Geschick!

Abends.

Papa hat sich heute eine gute Stunde bei mir an meinem Bette gehalten. Ich sah seine Schritte von dem Hofe her kommen, dachte mich eine kurzweilige Angst, und als man die Thür aufging, wurde ich wie finstern und lagte auf: „Schlag mich tod, Papa, oder sei mir wieder gut!“ Da trat er rasch zu mir, und ich sah, daß er blaß war und Thänen in den Augen hatte. Und dann blickte er sich über mich und sagte mir, daß ich mich nicht bewegen sollte, er sei mir sehr gut und sei ja nur so bloß gewesen, weil er mir so gut sei. Und dann sagte er, daß er mich mit mir haben meine Hand in die seine und sagte mir, ich habe dich von dem Abgunde gefunden, und er habe geglaubt, ich sei schon hingefahren. Da habe der wunderbarste Schlag in die Weltung gemacht. Und dann sprach

das Verschwinden dieses wissenschaftlichen Bereichsgebietes so schmerzlos für die Umgebung, wie etwa das Aufhören des lauten Gesangs gewordenen politischen Gebildes vom belagerten völkischen Reich der Nation durch den Reichsdeputationshauptausschuss, wenn es sollte sich gar bald die Irreführligkeit dieser Voraussetzung herausstellen.

Auf ganz weit abwärts gelegenen naturwissenschaftlichen Gebieten regte es sich zu neuen Erkenntnisthaten. Man begann, mit Hilfe der modernen wissenschaftlichen Werkzeuge, vornehmlich mit Hilfe des unendlich verfeinerten und in seiner Veranschaulichung gelegeneren Mikroskops tiefer und tiefer in die Geheimnisse der Entzündungsprozesse innerhalb der überlebenden Organismen einzudringen. Und von hier aus sind die ersten entscheidenden Schritte zur Umgestaltung gewisser grundlegenden Anschauungen im Bereiche der inneren Medizin, insbesondere im Bereiche der Lehre von den Entzündungsarten der sogenannten aufsteigenden, epidemisch auftretenden Entzündungen gefahren. Mit einem Male wurde die Reihe aller jener dunklen mystischen Vorstellungen, welche bis dahin noch immer vielfach die Geister getrübt hatten, zerfallen, und an die Stelle mehr oder weniger nebelhaft verschwommener Gebilde einer wissenschaftlich sich gebenden Abhandlung trat eine auf naturwissenschaftlicher Grundlage sicher sich aufbauende Erkenntnis, welche geeignet erschien, Zusammenfassung und Ordnung in eine ganze Reihe von Größengruppen zu bringen. Das Spiel mit Ideen, mit Vermutungen, mit geistreichen Annahmen hörte auf, die Rechnung mit bestimmten Größen begann, auch im Bereich der inneren Medizin ihre wohlthätigen Wirkungen zu äußern.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Sie hat Talent.

Paul Lusemann.

Ich weiß ihn noch so genau wie heute, denn es war in einer der schönsten Tage meines Lebens: der Tag, an dem mein erster Einakter angenommen wurde.

Der Direktor hatte mich auf den Nachmittags um vier Uhr zu sich bestellt (es war im August), und ich sah schon bei halb vier Uhr auf vor seinen Fenstern in der glühenden Sommerhitze auf und ab.

Endlich schlug die „heiß“ erste Stunde, und im selben Augenblick zog ich auch schon am Klingelgriff. Nach einer Minute wurde ich in das Arbeitszimmer des Geleitigen geführt. Er trat mit gedehntem Schritt ein, schaltete sich Luft zu und warf sich in den Ledersessel vor dem Schreibtisch. „Sitzte er.“

Ich tröstete ihn mit der Versicherung, daß auch ich dies selbst empfinden.

Er legte aber augenscheinlich darauf nicht allzu viel Wert und bot mir mechanisch die Cigarettenbox ab.

Ich dachte an den Einakter, den ich in der Brusttasche trug, und schritt melancholisch die Cigarettenbox ab.

„Sitzten mir beinahe unwohl, bei dieser Hitze, die der Direktor wie eine persönliche Bedrückung empfand, von meinem Bühnenprodukt zu sprechen, und vor allem: in welcher Sprache trat ich mein Dilemma? Wenn Dumas, Sardou und Villiers zusammen einen Einakter geschrieben: er würde diesen Nachmittags seine Wirkung verheißt haben. Vielleicht würde der Direktor gar nicht mehr, warum er mich herbeiführte.“

Wäre es also nicht gefehlt, auf einen kühleren Tag zu warten, sagen wir auf einen Regentag, wenn die Tropfen munter an die Scheiben klopfen, das Feuer im Kamin prasselt, vor einem ein verständiger Cognac Dupuy steht? ... Ich werde also jetzt aufstehen, ihn um ein Fernbild erlösen und gehen ...

Wäre meine Teilnahme würde ich abgeschnitten durch die Worte des großen Mannes?

„Ach so. Sie wollten mir ja wohl Ihre Kritik vorlesen?“

„Sinnlos! Wenn Sie den Ton gehört hätten, in dem Wohlmut, Begeisterung und ohnmächtige Trägheit! Meine Forderung auf eine Ausnahme laut unter dem Gesichtspunkt.“

Wäre ich etwas erwidern konnte, hätte er das Gespräch schon von dem ihm offenbare höchst unheimlichen Thema schleunigst abgebrochen.

„Was sagen Sie zu der Rede des italienischen Ministerpräsidenten?“

Dazu hatte ich nun gar nichts zu sagen, denn erstens ist ein gängig unpöplischer Mensch, zweitens kannte ich die Rede gar nicht, und drittens beschäftigte sich mein Denken nur mit der Wahrscheinlichkeit, ob der Direktor mein Einakter annehmen würde oder nicht.

Von dem italienischen Ministerpräsidenten kam er dann auf den jüngsten Abend in der Fruchtstraße und von dem auf die Sankt-Georgs im Zoologischen Garten.

habe keine Thymen; ich fühle auch keine Schwäche; es brennt etwas in mir, was stärker ist als Schmerz und Erschöpfung — eine Frage.

„Ich sah ihn ins schöne Antlitz; es war stark und fremd. Mein Papa war schon fortgegangen; was da lag, war nicht mehr er — ein Schauer lag mit, wenn ich denke — Wo ist mein Papa? Wo ist er?“

Wahrlich, warum ist er gestorben?

Um meiner Schuld willen? War meine Schuld wirklich so groß, daß sie mit meinem Blute angeblutet werden mußte? Meine Schuld war Keuschheit, Unverstand. Und um der Thorheit eines Kindes willen mußte ein herrlicher Mann, der vergötterte Gatte seiner Frau, die die Dinge und das Wortbild seines Kindes, ein Mann, den Tausende rühmten, der Tausende befehlten und retten konnte, sterben? So einfach ist die Sünde, die mir doch erst drohte, daß ein Geist, der das Bewußtsein wachhalten, keinen Weg, mich vor ihr zu retten, fand als den zum Tode?

Und hat diese meine Sünde ihn zum zweiten Mal in den Tod getrieben? War der Brief — vom Fürsten? War es der Fürst, an den er schreiben wollte?

Die Frage macht mich wahnsinnig.

Das Buch! Das Buch! Zu dem Buche wird die Antwort fallen, in dem Buche, das sein letzter Gedanke war, das ich verdrehten soll — aber nicht, ohne es zu lesen! Das kannst Du nicht verlangen, mein Papa! Du kannst nicht wollen, daß ich wahnsinnig werde, Du siehst ein, nicht jetzt wenig ein, daß ich Antwort haben muß —

Aber wird ein Buch meine er? Ich muß suchen — — —

Es kann kein anderes sein, es lag an dem Schreibtische, nicht und hinterher baneher, wohlfeilste, um es zu verdrehen. Aber es ist nur ein Ausgabebuch; nichts steht drin als Zahlen. Vor dem Titelblatt: „Für S.“ Es beginnt mit dem vorigen Winter und ist in fünfzehn oder längeren Kapiteln fortgeführt bis zum 20. Juli, also bis zu Papas Rückkehr aus Wilddob. Auch die Briefe folgen wohl darin, denn es sind noch an fünf Tagen vorher und hinterher Briefe verzeichnet, zuletzt noch vom März. Aber alles ohne irgend eine nähere Bezeichnung. Außer der einen: „Für S.“ Aber wer oder was ist S? Auch hier kein Bild, keine Aufschrift. Sie wird mich noch wahnsinnig machen, die Frage: Warum starb Papa?

Aber das.

Sie haben Papa nach der Leichenhalle gebracht. Morgen ist das Begräbnis. Er ist fort! Mein Papa ist fort! Die Welt ist nun leer.

Von meinem Stuhl war gar keine Rede mehr. Verzweifelt suchte ich mein Thema zu lancieren: der Direktor war gebildet und wußte mir wie ein Schlangeneisend an. Trotz der geistlichen Erschließung fanden wir da wie zwei unermüdliche Kämpfer; ich gerade drauf losgehend, und er laubend hinter mich her.

So sah ich ihn an drei Viertelstunden da, ohne zu irgend einem Resultat gekommen zu sein. Mit angestrengter Spannung sah ich, wie der Jüngere weiter und weiter rückte.

Erst als die Klingel, und das Mädchen brachte einen Brief und zwei Visitenkarten.

„Er ist, eine Empfehlung von Professor Keller — ich muß die Namen empfangen. Schreibe! Der Direktor will sich freier lassen.“

„Gewiß, es war schrecklich, aber der große Mann hatte dadurch eine willkommene Gelegenheit, mir zu entweichen.“

Sie beiden Damen traten ein. Die Mutter groß, breit und würdig. Die Tochter zag und leicht. „Ja, gut, Herr Direktor, daß Sie uns empfangen!“

„Wo Sie wünschen.“

„Wo Sie wünschen, wenn Sie bei Ihnen ankommen könnte.“

Der große Mann frug sich den Schürhaken.

„Um! Was haben Sie denn studiert, mein Fräulein?“

„Jugendliche... Die Jungfrau von Orleans.“

„Ahn — das sind aber nicht Bücher, die ich geben kann — Sie wissen, ich gebe eigentlich nur Bücher Schöne, in denen wenig Jungfrauen — von Orleans vollkommen“ (hier heuchelte ich einen Lautschrei, um mich bei dem Direktor beliebt zu machen). „Aber gut, sprechen Sie mal was aus der Jungfrau!“

Das Mädchen lachte, schaute vor Verlegenheit und wurde abwechselnd blaß und rot.

„Sie ist ein bisschen verlegen“, entschuldigte die Mutter.

Endlich sagte sie los:

„Sich wohl, die Dinge, ich geliebten Tristen, Ihr fräulich stiller Falter, lebt wohl!“

Johanna wird nun nicht mehr auf sich werben, Johanna sagt euch ewig Adieuwohl!

Ihr Wissen, die ich wüßte... die ich wüßte...“

Jetzt war es an der Mutter, blaß und rot zu werden. Der Jungfrau standen die beiden Thymen in den Augen, und ich hatte frustriert auf die beiden Thymen-Wörter des Direktors, denn schon seit meiner Schulzeit riefte ich immer alle Thymen, wenn jemand reden wollte, und begriffe die herabgelassen Leute nicht, die darüber schweigen konnten.

Der Direktor strich seinen Schürhaken und wiegte das Haupt ungeduldig hin und her. „Um... um... aber mein Fräulein... ich denke, Sie haben die Rolle nicht.“

„In dem Fall, wie die Mutter wüßte“, meinte die Mutter. „Wenn Sie sie nur zu Hause hätte kommen.“

„Auf dieses Vergnügen, meine verheiratete Tante, muß ich leider verzichten.“

„Aber, Anna, wo bist Du doch?“ Die mütterliche Ermahnung begleitete sie damit, daß sie der Tochter hörbar auf den Fuß trat. Aber dadurch wurde Annas Gedächtnis auch nicht besser.

„Ahn“, sagte der Direktor, „ich habe zwar nie die Jungfrau geschickt“ (hier brüllte ich wieder vor Lachen), „und ich werde Ihnen zeigen, daß ich meine Kaffiser auswendig kann.“

Ihr Wissen, die ich wüßte, er, der Mann.

Die ich gekannt, er, der Mann.

Was sagen Sie?“, wandte er sich zu mir.

Ich handelte Eiferung über sein Gedächtnis, und Anna fuhr fort. „Ahn, Schiller! Hörtet da deine Werke gehört! Es war schandvoll, höchst schandvoll! Eine wahre Antilogie von falschen Betrugungen.“

In trübem Geiz stellt die die Gierber schämen, Ihr Stuhl bedeckt deine gute Brust...“

Ann war's wieder an.

„Das kommt bei allen Künstlern vor. Hab' ich mir sagen lassen, wenn sie keinen Ausfall haben“, meinte Annas Mutter. „Wunderlich, zu Hause konnte sie's gut! Vorigen Sonntag, als Onkel Adolf bei uns war — ich sage Ihnen, Herr Direktor, wir waren alle starr über das Mädchen.“ So was haben wir noch nie im Theater gehört. In der ganzen Abendstunde ist nur eine Stimme über ihr Talent. Nicht wahr, Herr Direktor, daß ich doch auch Ihre Meinung?“

„Ahn, meine verheiratete Tante! Ob Ihr Fräulein Tochter Talent hat, kann ich jetzt noch nicht wissen. Aber ich bezweifle es. Was sagen Sie, lieber Freund?“ Und damit wandte er sich an mich.

Die Situation war für mich heikel. Anna lag mich nicht ruhenden Willen an, und die Mutter harrte mich bedrohend. Der Direktor erwartete natürlich eine Bekätigung. Ich dachte an meinen Einakter und dachte diplomatisch: „O — das strenge, aber stets gerechte Urteil des Direktors ist befehle.“

Damit war Annas Gesicht entschieden. Der Direktor wiegte zu

3. August.

Mich freit.

Sie hatten den Satz hinuntergeschickt. Ich hatte nicht gewollt. Aber als sie Erde auf meinen Papa warfen — auf sein Gesicht, das mir wie die Sonne war, Erde — da hab' ich einen Schrei ausgestoßen und mich ihm nachhaken wollen. Mama hat mich weggeschleppt vom Grab. Aber ich wollte nicht fort von dem Totenacker, in den sie mich gelegt hatten. Da sahste mich Mama zu einer Zeit, abwärts zwischen Gebüsch, und hielt meinen zuckenden Leib in ihren Armen. Denn mein Herz, ich weiß nicht, was mit meinem Herzen war — auch jetzt — es schmerzt so sehr, furchtbar schmerzt es. War's doch zerbrochen, ehe ich das wußte! Ich hätte noch im Tode meinen Papa gehabt.

Als alle Leute fort waren, ist Mama mit mir noch einmal zum Grabe gegangen. Ich wollte es. Da liegt es vor uns, ein frisch aufgeschütteter Erdhaufen mit weißen Kränzen darauf. Das ist jetzt mein Papa. Und als wir näher kommen, tritt von der anderen Seite eine Dame aus dem Gebüsch und stellt sich vor den Erdhaufen und hat einen Kranz in der Hand und will ihn auf's Grab legen. Da schreit Mama an meinen Arm zusammen, als habe sie einen Schlag erhalten, und dreht durch die Fäden: „Sie!“ Und ich sehe Mama an, die todtenblaß ist, und sehe die Dame an, und es ist die aus dem Cherehaus, und ich weiß nicht, wer es ist, und an wen Papa hat schreiben müssen — und warum Papa gestorben ist — ich weiß alles, alles, alles!

Ich bin dann vorgeführt und habe den Kranz vom Grabe genommen und ihn vorgeführt, wie weit aber den Kranz, in den Graben, in der Schwärze. Und habe Worte der Frau ins Gesicht geschrien. Worte — ich weiß nicht, woher sie mir gekommen sind, ich habe sie vorher gar nicht gemerkt, diese Worte, diese schmerzigen Worte! Ah, es ist ja alles Schmutz jetzt, alles, in mir und auf der ganzen Erde — und unter der Erde Schmutz!

Der da unter dem Erdhaufen liegt, der ist nicht mehr mein Papa.

3. August.

Das ist ein neues Schreckliches! Mama hat es gewußt. Und sie konnte zusammen fallen mit einem Mann, der ihr das antat! Ah, antat! Aber der so war, so garret war, daß er so etwas ihr antun konnte. Der neben ihr — und doch eine — ich werde ja wahnsinnig, wenn ich das lese. Mich schüttelt ja der Wahn. Ah, mich triert! Die Welt ist da leer, mein Bild nicht mehr, dein ist — Wenn es mir kommt, sage ich's fort. Wie kann ich ein schmerzige

reichen sein Haupt und sagte: „Der Herr versteht nämlich auch etwas vom Theater.“ Die Mutter warf mich jetzt einen hochgehenden Blick zu, und Anna schaute verärgert auf Boden.

„Ahn, das beweist noch nichts“, sagte die noch immer nicht entmutigte Mutter. „Sie kann Ihnen ja mal die Jphigene vortragen.“

Ich zitterte, denn die Zeit rückte immer weiter vor; der Direktor mußte schließlich ins Theater, und um meinen Einakter war's geschehen. Dieser letzte der Direktor nicht ab, und der erste Monolog der Professorin Dumas rollte über uns. Wirklich, er wollte. Was Schiller recht war, konnte Goethe nicht sein. Auch ihn betonte sie mit ihrem unergründlichen dramatischen „Ahn“ so falsch wie möglich. Inzwischen blieb sie viermal stehen. Und diese Tortur erduldeten wir bei 24 Grad im Schatten.

Bei der vierten Kunstpause sagte der große Mann: „Mein Fräulein! Ich finde es ja bezweifelhaft, daß Sie bei der Hitze gern „schwimmen“.“ Sie wußten, wir nennen bei dem Theater so das „schwimmen“ (ich meinte mich nichtschuldig vor Lachen, was mir einen verächtlichen Blick der Mutter eintrug). „Aber das kann ich nicht mehr mit anheben. Verzeihen Sie das harte Wort; aber müssen Sie denn durchaus Komödie spielen?“

„Verzeihen Sie“, sagte die Mutter, „Sie sind der Erste, der Anna's ihr großes Talent absperrt! Aber es ist ja eine alte Sache, daß die großen Genies zu Anfang verkannt werden sind. Ah — wie werden ja leben. Ah, Herr Direktor! Kommen, Anna!“

Anna frugte, und Beide verabschiedeten.

„Was sagen Sie? Diese talentvolle Köpffestange will zum Theater! Kommen Sie, lieber Freund, wir wollen ein Ständchen spielen gehen!“

„Ahn, das war zu viel. Ich traste mich mannschaft auf.“

Verzeihen Sie, lieber Direktor, ich denke, Sie wollten meinen Einakter hören? Statt dessen habe ich zwei Bruchstücke der Kaffiser Schiller und Goethe hören müssen, und wie ich hören muß! Jetzt wäre es nur eine That der Gerechtigkeit, wenn Sie mich auch zu Worte kommen ließen!“

Mit einem tiefen Seufzer ergab er sich in sein Schicksal, und ich ging an.

Nach dem zehnten Worte erklärte er, hier müßte ein Strich gemacht werden, bei der zweiten Szene lasste er unmotiviert und mechanisch, und darauf schloß er bis zum Schluß des Ständchens ein. Als ich mein Besten euerlich aufbiete, wandte er auf und sagte: „Gegen den Schluß hin muß noch ein Strich gemacht werden. Im Uebrigen ist die Sache reizend, sie hat mich ausgezeichnet unterhalten. Der Einakter ist angenommen.“

„Ahn, welche Lust, ein angenommenen Autor zu sein! Ich berechne ihm alles selbst das Schicksal, und kam an jenem Abend erst den anderen Mittag nach Hause.“

„Ahn, Anna hab' ich gar nicht mehr gedacht. Erst neulich kam mir diese ganze Szene frisch in Erinnerung, als ich Fräulein Anna wieder sah.“

„Es war in einer kleinen, dafür aber ziemlich gemäßigten Gesellschaft.“

„Ahn, Fräulein Anna, wie ist es Ihnen denn in der Zwischenzeit ergangen?“

„Ich danke, Direktor! Mutter und die Verwandten meinten doch alle, ich hätte Talent. Ich ging also zum Theater, und hatte selbst in Wissen an der Spitze keinen Erfolg. Mutter war immer der Meinung, ich sei nicht fleißig genug; sie hielt stets eben ihr Talent. Sie hatte viel Ghegeja für mich und war aber jeden Durschfall, jede Entlassung empört. Gelesen hatte ich nun nichts, hatte auch keine Lust mehr, etwa Tobenmannschaft zu werden, und mit dem Geirathen war's auch fertig. Sie wissen ja, in untern Kreisen, da hat das Wort Theater immer noch was Anzügliches. So begnügen sich — acht Jahre — Mutter auch nichts... Ah, was soll ich Ihnen noch weiter erzählen? Sie können sich ja wohl denken. Es kam, wie's immer so kommt... Eine mehr — das ist das Ganze... Mutter hat das nicht mehr lange überlebt... Ist auch besser so... Ah, aber Schick hat sie doch, was, Doktor?“

„Ich bräute mich vor der Antwort.“

„Und wie ist Ihnen denn jetzt to?“

„Ahn... so durchwachen. Manchmal ist's ja ganz amüsan. Aber manchmal kriegt man auch schon einen Gel. Ah, wenn ich mal genug Geld habe, dann schnapp' ich. Das kann ich Ihnen aber sagen, Doktor: meine Tochter darf mir nicht zum Theater!“

„Wie alt ist denn Ihr Fräulein Tochter?“

„Ahn, Jahre ist die Tochter... Anfangs war's mir ja schrecklich — aber jetzt ist sie doch das Ganze, was ich auf der Welt habe... Uebrigens: ich würde Centnerverträge 74, sehr hübsch... wenn Sie mal die Ehre auf eine Tasse Kaffee schenken wollen...“

„Anna hat, glaub' ich, doch Talent. Wenn auch nicht gerade zum Theater, so doch, was unendlich wichtiger ist, zum Leben!“

Bild von ihm anblicken! Ich erlöste an der Scham — Mein — ich kann das Wort nicht mehr schreiben.

10. August.

Ich verhehe es nicht! Ich verhehe es nicht! Wenn er so war, wie ich ihn sah, wie konnte er dann das thun? Und wenn er nicht so war, war er dann — ein Heuchler?

Und Mama? Wie lange hat sie's gewußt? Erst nach seiner Abreise? Erst nach seinem Tode?

13. August.

Mein, schon lange. Von Anfang an. Sie hat's mit heut' gesagt, mit halben Worten, wie ich sie mit halben Worten gefragt habe. Und hat ihn doch geliebt! Wie ist das möglich! Wie ist das möglich! Ah, denn das Herz eines Weibes so ein hübsches Ding, daß es schmutzige Hände laßt!

14. August.

Und mich hat er geschlagen, mich hat er beschimpft! Und was habe ich begangen? Eine Unvorsichtigkeit, nichts weiter! Und ich, hab' benütigt vor ihm gewußt: „Schlag' mich, ich hab's verdient!“ Und hab' mich vor ihm in den Staub geworfen — Arrah, die ich war!

16. August.

Und doch — er hat nicht gefehlet. Er hat sich im Geist durch mich beschimpft gefühlt; denn er hat sein Leben eingelegt, um diesen Schimpf zu rächen. Er hat ja sein Leben lang seine Ehre als sein höchstes Gut betrachtet. — Und auch sonst hat er nicht gefehlet, noch war ich blind. Er war, er war: er schien: ein väterlicher Gatte, ein beherrschender Vater, ein harter Herr, ein gutes Herz und über das alles ein Mann vor Ehre.

Was ist das nur? Was ist das nur?

Ein Mädchen, ein hohes Amt, verkannt einem Manne, der viel älter, erlabener, bewußter ist als sie, und das Mädchen — nicht nur das Mädchen, keine ganze Familie, der Vater voran. So he, schämig, doch dieser Schimpf nur mit einem Leben zu führen ist. Und ein Mann, verheiratet, Vater, ein Mann von Weltkenntnis, Klugheit, ein Mann, der seine Ehre wie ein blankes Schid hat, der in allen Dingen den berechtigten Rechtsanspruch hat, der darf mit beiden Händen in den Schmutz treten — und seine Ehre bleibt davon unberührt!

Was ist das? Was ist das?

Das ist das Leben, sagt Mama.

Nicht freit.